

Marburger Zeitung.

Nr. 140.

Freitag, 23. November 1866.

v. Jahrgang

Die „Marburger Zeitung“ erscheint jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag. Preise — für Marburg: ganzjährig 6 fl., halbjährig 3 fl., vierteljährig 1 fl. 50 kr.; für Zustellung ins Haus monatlich 10 kr. — mit Postversendung: ganzjährig 8 fl., halbjährig 4 fl., vierteljährig 2 fl. Die ein Mal gespaltene Garmondzeile wird bei einmaliger Einschaltung mit 10, bei zweimaliger mit 15, bei dreimaliger mit 20 kr. berechnet, wozu für jedesmalige Einschaltung 30 kr. Inseraten-Stempelgebühr kommen.

Zur Geschichte des Tages.

Das tiefe Schweigen, mit welchem das königliche Reskript im ungarischen Landtage aufgenommen wurde, zeugt von einer Stimmung, die dem Ausgleich auf dieser Grundlage nicht günstig ist. „Pesti Naplo“ sagt in der Einleitung zu seinem Landtagsberichte, daß die Gerüchte, welche wissen wollten, es werde bei Wiedereröffnung des Landtags der gesetzliche Zustand wieder hergestellt werden, nicht Recht behalten haben. „Lloyd“ bedauert, daß das verantwortliche Ministerium nicht sogleich gewährt wurde, in seiner jetzigen Gestalt biete das Reskript wohl manche Lichtseiten, aber es gewähre nicht die Mittel, um trübe Anschauungen zu verdrängen; das könnte nur der Falle sein, wenn der Nation der wirkliche Besitz ihrer Rechte wiedergegeben worden wäre. Das Reskript enthalte Zugeständnisse, indem es die Revision der 1848er Gesetze nur im Wege des verantwortlichen Ministeriums bewerkstelligt haben will, und nicht mehr verlangt, daß das Land auf das Steuer- und Rekrutenbewilligungsrecht verzichte, doch fehle es nicht an Gegensätzen zwischen den Forderungen der Regierung und denen der Nation. — Wenn die Blätter der gemäßigten Partei in diesem Tone sprechen, so läßt sich auf die Haltung der Linken ein Schluß ziehen, welcher die Hoffnung der Regierung bedeutend abschwächen muß. — Im Blatte dieser Partei (Hon) spricht sich Tokai darüber aus, wie folgt: „Wir sagen nicht, daß das königliche Reskript uns entnüchert habe, denn hierzu ist es nöthig, daß Jemand Phantastiegebilde habe. In der Phantastie aber lebten wir überhaupt nicht, daß die Wiener Staatsmänner irgend eine durchgreifende Entschliebung dem Throne zu rathen vermöchten. So ungewohnt ist die Weise, in welcher das königliche Reskript in vorhinein auf den Verlauf der landtäglichen Verhandlungen einzuwirken bestrebt ist, indem sie eine noch gar keinen formellen Werth beizigende Arbeit, wie es der Mehrheits-Vorschlag des Fünfzehner-Ausschusses ist, zur Geltung einer fertigen Urkunde erhebt, mit Bemerkungen begleitet und Folgerungen an dieselbe knüpft. Im Falle als die Wiener Regierung mit diesem Entwurfe übereinstimmt, wäre es sehr zweckmäßig, wenn sie zu seiner Durchführung in der Siebenundsechziger-Kommission und später vor dem Landtage durch ihre eigenen Mandatäre im Kreise der Abgeordneten mitwirkte. Doch, daß sie bei der Verathung eines unter Verhandlung stehenden Entwurfes die königliche Majestät selbst als votirende Partei in die Reihe ihrer Unterthanen stellt, diese Wendung ist füglich in der Geschichte der Parlamente eine ungewohnte zu nennen. Um wie viel mehr in dem gegenwärtigen Falle, wo die Regierungspolitik nicht

für, sondern gegen den in Verhandlung stehenden Entwurf im königlichen Reskrite auftritt; denn die Thatsache kann nicht mit verträglichenden Worten abgeleugnet werden, daß die Regierung, indem sie das Steuer- und Rekrutenbewilligungs-Recht, gleichwie die Reparationsfrage der Staatsschulden dem ungarischen Landtage entziehen will, dem Mehrheitsentwurf des Fünfzehner-Ausschusses geradezu die Grundbedingungen entzieht. In jenem ersten Falle wäre es unsere Aufgabe gewesen, unseren eigenen Gesichtspunkt auch gegenüber der Mehrheit behaupten; in letzterem Falle macht die verneinende Ansicht der Regierung dies nahezu überflüssig und erleichtert ungemein, ja macht das Verbleiben der liberalen Parteien des Landtages in einem Lager nahezu unvermeidlich.

Aus einem Tagesbefehl des kommandirenden preussischen Generals in Hannover heben wir folgende Stellen heraus, die für das Verhältniß Preußens zu den einverleibten Ländern bezeichnend sind. Es heißt darin u. A.: „Dem Armeekorps fällt neben der Erfüllung seiner allgemeinen Pflichten noch eine bedeutungsvolle und hohe Aufgabe zu. Den ersten Theil dieser Aufgabe haben die schon längere Zeit in der Provinz stehenden Truppen durch ihre ruhige und besonnene Haltung der Einwohnerschaft gegenüber bereits in nicht genug zu lobender Weise erfüllt und zugleich ihren neu hinzutretenden Kameraden dadurch ein nachahmungswürdiges Beispiel gegeben. Indem ich denselben für diesen Beweis ihrer Vernunft und Disziplin meine ganze Anerkennung ausspreche, bin ich zugleich überzeugt, daß die jüngeren Mannschaften dem Vorbilde ihrer älteren Kameraden überall nachfolgen werden. Der andere, noch wichtigerer Theil unserer Aufgabe wird darin bestehen, daß wir den Mannschaften, welche bald aus der Provinz Hannover zu unseren Fahnen stoßen werden, mit derjenigen Kameradschaftlichkeit und mit dem freundlichen Wohlwollen entgegenkommen, welche den innern Verkehr und alle dienstlichen Beziehungen in unserer Armee kennzeichnen und das Fundament unserer Waffenbrüderschaft bilden. Wir, die wir — schon lange im Besitz der allgemeinen Wehrpflicht — keinen Unterschied zwischen „vornehm und gering“ oder zwischen „arm und reich“ kennen, wenn wir unter den Waffen unsere Pflichten gegen den König und das Vaterland erfüllen, haben den neu bei uns eintretenden Landsleuten das Aufgeben eines Wehrsystems zu erleichtern, welches gestattete, die heiligsten Pflichten gegen den Staat durch ein Blutgeld abzukaufen, und nur den ärmeren Mitbürgern die heilige Pflicht der Vertheidigung des Vaterlandes als eine unwillkommene Last aufzubürden! — Wir haben unserem neuen Ersatz dem Beweis zu liefern, daß der Dienst fürs Vaterland die höchste Ehre ist, die man nicht veräußern darf und kann, und dafür kein Opfer zu theuer ist, aber wir haben auch

Eine Wallfahrt.

Bild aus dem Flüchtlingsleben.

(Schluß.)

„Hat man Ulrich von Hutten kein Denkmal gesetzt?“ fragte Bertram.
„Vor Zeiten war eines hier“, gab ich zur Antwort, „ein Landsmann aus Franken hatte ihm dasselbe errichtet; jedoch schon am Ende des vorigen Jahrhunderts war es verschwunden: ob es verwittert und zerstäubt, ob fromme Hände es vernichtet — ist mir nicht bekannt.“

„Es wäre doch Pflicht der deutschen Volkspartei, ihren Vorkämpfer durch ein Denkmal zu ehren, und wo fände es wohl einen geeigneteren Platz, als hier auf der Ufnau?“ entgegnete Bertram.

„Der Himmel schütze Dich, Freund! und erhalte Dir den kindlichen Sinn!“ — rief ich — „Ein Denkmal für Hutten auf dem Eigenthum der Mönche? Und jetzt? wo die Gegner des freien Glaubens eine zielbewusste, trefflich geordnete, entschlossene Schaar bilden — eine Schaar, die überall siegreich, nur in der Schweiz ohne Gewalt, seit Vertreibung der Jesuiten hartnäckig jede Zollbreite ihres Gebietes vertheidigt!“

„Wär unsere Partei im Stande, die Insel künstlich an sich zu bringen — aber durch eine dritte Hand, damit es die Mönche nicht erfahren, welchem Zwecke das Geschäft dienen soll — dann ließe der Gedanke sich verwirklichen: so lange aber das Kloster die Ufnau besitzt, wird er ohne Zweifel ein schöner Traum bleiben. Muthet den Einsiedlern doch nicht zu, sie sollen es geschehen lassen, daß man den Feind ihrer Sache im Tode noch verherrliche, wo sie mit einem bloßen: Nein! mit einem stummen Kopfschütteln es verhindern können.“

„Ich habe von der Parteiung andere Begriffe. Nehmt z. B. an,

der heilige Ignazius Loyola wäre hier begraben und ich wär' Eigenthümer des Bodens und die Gesellschaft Jesu wollte ihrem Gründer ein Denkmal stiften — glaubt Ihr, daß ich: ja! sagte? Glaubt Ihr, die Jesuiten würden bei mir auch nur anfragen, ob, unter welchen Bedingungen ich's erlaube? Habt Ihr die Kernsprüche der ehrwürdigen Väter schon vergessen? In folgerichtiger Anwendung derselben beherrschen sie noch immer die Welt — schlau, wie die Füchse, während die Völker und Volksfreunde nur einfältig sind, wie die Tauben. Nicht Jesuiten im Ordensgewande, nein! Jesuiten im Frack, im bürgerlichen Rock, im Bauernkittel würden im fraglichen Falle den Besitz rechtmäßig erwerben und wir könnten auf einem stolzen Baue über dem Grabe des ersten Jesuiten in goldener, weithin glänzender Schrift die Worte lesen: „Alles zur größeren Ehre Gottes!“

„Ein Denkmal für Hutten sind Alle, die in seinem Geiste zur That geschritten — ein Denkmal für Hutten ist der nach ihm benannte Verein in Zürich, welcher der grundsätzlichen Freiheit in Kirche und Staat huldigt — das unvergänglichste Denkmal für Hutten wär — ein freies, großes Vaterland!“

Wir brachen auf und bestiegen unser Schifflein. Die Gespräche von Krieg und Kampf hatten uns mächtig aufgereggt: noch immer klangen die Saiten des Herzens; aber je länger ich steuerte, je länger meine Blicke auf dem Wasserpiegel ruhten und ich meinen Gedanken nachhing — je stiller ward ich, wurden es die Andern. Vor meiner Seele stand im Lichte der Verklärung die Heimat: aus den Tiefen der Erinnerung hob sich ein bleiches Frauenbild — leise, kaum hörbar flüsterte ich:

„Wiewohl mein fromme Mutter weint,
Daß ich die Sach hab gefangen an,
Gott wöll sie trösten: es muß gahn.“

„Von welchem Dichter?“ fragte Schüler.

zugleich dem Lande die Ueberzeugung zu geben, daß seine Söhne in der Armee in einen Verband von Waffenbrüdern eintreten werden, in welchem gleichmäßig Wohlwollen und Achtung auch für den geringsten herrscht, in welchem nur die Gerechtigkeit entscheidet und Würdigkeit allein zur Anerkennung führt. Daß dieser Geist, welcher bisher unser vaterländisches Heer belebte, auch hier in dieser neu erworbenen Provinz das Ziel unseres Strebens sei und bleibe, das ist der Wille unseres aller gnädigsten Königs und Feldherrn, und dazu mitzuwirken rufe ich Alle auf, vom General bis zum jüngsten Soldaten."

Aus Thüringen wird dem Wochenblatt des Nationalvereins geschrieben: Ich höre aus einer Quelle, die sich mir häufig als gutunterrichtet gezeigt hat, daß einige der kleinen norddeutschen Fürsten mit dem Vorhaben umgehen, über kurz oder lang abzudanken und ihre Ländchen mit Preußen zu verschmelzen. Es wurden mir drei bis vier thüringisch-Kleinfürsten namhaft gemacht, darunter ein sächsischer Ernestiner. Ich will nicht für dieses Gerücht die Bürgschaft übernehmen, ich gebe es auch mehr als ein charakteristisches Zeichen der Zeit. Mag dieses Gerücht auch nur der Schatten sein, den kommende Ereignisse vorauswerfen, jedenfalls hat es viel innere Glaubwürdigkeit.

Das Programm der süddeutschen Bundespartei lautet: 1. Die Theilung Deutschlands, welche die jüngsten Ereignisse herbeigeführt haben, mit allen Mitteln zu beseitigen und eine Wiedervereinigung unter einer deutschen Gesamtverfassung zu erstreben, ist die heiligste Pflicht der Regierungen und Stämme Deutschlands. 2. Diese Wiedervereinigung kann nur in bundesstaatlicher Form erfolgen, wie sie in der Reichsverfassung von 1849 sammt den Grundrechten bereits einen gesetzlichen Ausdruck gefunden hätte. 3. Gegenüber den Hindernissen, welche einer solchen Vereinigung seitens der preußischen Regierung bis jetzt entgegengestellt werden, und bei dem Mangel einer Verfassung des Nordbundes, die keinerlei Gewähr für freie Entwicklung in den Einzelstaaten und eines parlamentarischen Gesamtlebens leistet, ist es die Aufgabe der süddeutschen Staaten, sich zur Verwirklichung nationaler Zwecke unter sich zu verbünden. 4. Die Bedingungen dieser Verbündung sind: die freieste Entwicklung der Volksrechte in den Einzelstaaten; die parlamentarische Einheit in gemeinsamen Angelegenheiten und die Einführung eines auf möglichst kurzer Präsenzzeit und auf möglichst geringer Belastung des Volkes beruhenden Wehrsystems mit ganz allgemeiner Dienstpflicht.

Ueber die römische Frage wird aus Paris geschrieben: Wie aus den Mittheilungen hervorgeht, welche uns sowohl aus Italien wie aus England zukommen, führt das Cabinet von London gegenwärtig eine ganz andere Sprache in Rom, als dessen Vorgänger. Lord Derby schließt sich, heißt es, den Bemühungen Frankreichs an, indem er dem Papste den Rath ertheilt, seine Hauptstadt nicht zu verlassen. Sowohl Gladstone als auch Clarendon sollen den Auftrag haben, in diesem Sinne zu sprechen, und Odo Russell, der in Florenz angekommen, hat gleichfalls den Auftrag, die Anstrengungen Frankreichs zu unterstützen. Das ist natürlich nur Tendenzmacherei; England hat nie ein anderes Programm der römischen Politik gehabt, als Räumung Roms durch die Franzosen und den Papst, damit Rom die Hauptstadt Italiens werde. Die Räumung Roms durch die Franzosen soll bis 11. Dez. vollzogen sein, und das National-Komitee in Rom hat von Florenz die Weisung erhalten, Alles zu vermeiden, was den Papst erschrecken und bestimmen könnte, Rom zu verlassen. — Ein Plan, um den Papst vor den Gefahren der Revolution und einer bei seiner Schwäche immerhin beschwerlichen Reise zu bewahren, ist der, es werde der Papst weder nach Malta noch nach Spanien, sondern im Falle von Unruhen nach Civitavecchia gehen, und dort unter dem Schutze einer eigenen Fremdenlegion und eines spanischen Geschwaders die Herstellung der alten Ordnung in Rom, natürlich nach Einmischung der katholischen Mächte Europas, abwarten. Die Spanier sollen auch wirklich mit der Idee umgehen, in Civitavecchia eine große Flottenstation anzulegen, die auf den ersten Wink des Papstes sofort in Aktion träte. Die Regierung gab merkwürdige Befehle an die Armee, falls Unruhen ausbrächen;

der schönste darunter ist der, sofort ohne Ueberlegung ins Volk zu schießen!

Ueber die Grausamkeiten, welche die türkischen Truppen auf Kandia verübt, werden haarsträubende Einzelheiten berichtet. So erzählt man, daß in der Nähe von Kephala von den türkischen Truppen (Selinoten) eine Höhle entdeckt wurde, in der über 200 Weiber, Kinder und Greise verborgen waren. Alle wurden hingemegelt wie übereinstimmend von türkischer und griechischer Seite gemeldet wird. Es liegen die protokollarischen Aussagen von zwei einen ähnlichen Vorfall Ueberlebenden vor, wo fünfzehn Personen, die sich — unbewaffnet — in eine Höhle geflüchtet hatten, verbrannt wurden. Man sagt, daß auch viele gefoltert wurden, um sie zu dem Geständniß zu zwingen, wo sie ihre Habseligkeiten verborgen haben. Zwei Personen — ein Mann und eine Frau — wurden zu diesem Zwecke bei langsamem Feuer gebraten. Die türkischen Behörden — versichert der Berichterstatter des „Herald“ — dulden diese Grausamkeiten und muntern sogar dazu auf, um die Christen zu entmuthigen, und zur Ergebung zu zwingen. Ein Augenzeuge der Revolution von 1821 und 1830 erklärt, daß die Barbarei, der Fanatismus von heute selbst damals nicht seines Gleichen fand, und daß in den letzten Monaten mehr Verwüstung des Eigenthums vorkam, mehr Schandthaten verübt wurden, als früher in neun Jahren.

Die spanische Regierung befindet sich in großer Unruhe, da ihr von allen Seiten Berichte über eine großartige Verschwörung, welche in der Armee besteht, zugehen. Die Ereignisse in Barcelona waren ziemlich ernster Natur. Der größte Theil der Feldartillerie von Katalonien und Aragonien scheint die Absicht gehabt zu haben, sich bei dem Aufstande zu betheiligen, welcher dort aber im Keime erstickt wurde. Achtundzwanzig Unteroffiziere, ein Major und sechs Artillerie-Offiziere wurden verhaftet und befinden sich in den Wallgräben der Citadelle von Barcelona. Es wäre besser gewesen, man hätte sie erschossen, denn dort liegen sie zur Hälfte buchstäblich im Wasser und haben Ratten zur Gesellschaft. — In welcher Weise in Spanien regiert wird, läßt sich daraus abnehmen, daß die Zahl der aus ihrem Vaterlande verbannten Spanier über 4000 beträgt. Die Berichte stimmen darin überein, daß eine neue Revolution von beinahe Jedermann für unabwendbar angesehen wird. Der bigotten und leichtfertigen Königin dürfte dieselbe den Thron kosten. Von Portugal aus wird auf einen solchen Umsturz des letzten Bourbonen-Thrones längst hingearbeitet; am wirksamsten geschieht dies aber durch den spanischen Hof selbst, — durch eine sittenlose Pfaffen- und Günstlingswirtschaft. Napoleon, obwohl ein natürlicher Feind der Bourbonen, sieht seinerseits nicht ohne Grauen die Revolution an der Südgrenze seines eigenen Reiches sich entwickeln, ohne indeß die Kraft und die Mittel zu besitzen, wirksam etwas dagegen zu thun.

General Sherman hat die Sendung nach Mexiko angenommen und wird so schnell als möglich abreisen. Mit der französischen Regierung sind schon alle Vereinbarungen getroffen, die Herrschaft Mexikos an Juarez zu übertragen, und Sherman hat die Aufgabe, zwischen Marshall Bazaine und dem Präsidenten in Chihuahua die erforderlichen Vermittlungen, Anordnungen u. s. w. schleunigst zu treffen, damit die französischen Einwohner Mexikos in ihrem Besitze nicht gestört werden, und daß die Republikaner, die immer kühner jetzt sogar bis unter die Thore der Hauptstadt vordringen, dem Rückzuge der französischen Truppen keine Hindernisse bereiten. Es ist das aufrichtige Verlangen der nord-amerikanischen Regierung, die schließliche Abwicklung der Sache so glatt als möglich von statten gehen zu lassen, um so einem weiteren Blutvergießen vorzubeugen. Die Republikaner möchten gerne die fremden Eindringlinge, von denen sie nun seit drei Jahren unablässig wie wilde Thiere geheßt worden sind, Mann für Mann, den General Bazaine mitinbegriffen, niedermachen, um Rache für die unsäglichen Leiden zu nehmen, welche eine Vertreibung vom heimathlichen Boden über sie gebracht hat. Aber mit einem solchen Racheakt, falls er auch ausgeführt werden könnte, wäre der guten Sache nicht gedient daher das Bestreben amerikanischerseits, durch die Absendung eines Generals wie Sherman

„Von Hutten! Er hat's gewagt und die Würfel sind gefallen, die Mahnung pocht an sein Herz; aber er darf nicht wanken, auch bei den Thränen der Mutter nicht!“

„Ach! wer noch eine Mutter hat!“ rief der Ungar. „Als die Serben unsern Ort verbrannten, wurde mein Vater lebend an die Thüre seines Hauses genagelt und dieses angezündet, und was sich daraus zu retten suchte, in die Flammen zurückgetrieben . . . auch meine Mutter! — Im Kampfe sterben, muß Wohlthun sein; aber so enden, ist schrecklich, und diesen Jammer überleben — wie das ist, beschreibt keine Feder, und wäre sie in Menschenblut getaucht.“ Seine Brust wogte, er knirschte mit den Zähnen und die Augen sprühten Feuer, so heiß und verzehrend, wie die Flammen von Weiskirchen.

„O! wäre ich todt!“ sprach Fallo und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

Einsam, wie das Schifflein auf den Wellen — so einsam waren die Gefährten. Die Eltern verloren, das Vaterland in Knechtschaft! Das Heimweh nagte verzehrend am besten Marke — die leibliche Noth war an sie herangetreten in der fürchterlichsten Gestalt — der Tod war Allen ein willkommenes Befreier gewesen. Nur Einer, der am Steuer saß, hatte daheim in dem fernem Lande sein lieb Mütterlein, arm und alt: das betete wohl täglich unter warmen Thränen für ihn, betete um ein frohes Wiedersehen.

„Ja! wer noch beten könnte und dann sterben“ — war der traurige Wunsch des Steuermanns — „aber das Bewußtsein der Kindespflicht und die Hoffnung, derselben einst noch zu genügen, fesseln an das Leben.“

Fallo drückte dem Sprecher die Hand und schaute mit feuchten Augen in die Flut. —

Wir hatten uns müde gearbeitet. Bei Wollishofen, eine Stunde

vor Zürich, ruderten wir an das Ufer: die rastbedürftigen Glieder im Grase hingestreckt, labten wir uns mit Wein und Gesang. Ich nahm Abschied, denn ich wollte zu Fuße nach der Stadt und auf dem Wege dahin, C. Siegel, den jüngsten Bruder des bekannten Generals, besuchen.

Es war Abend geworden, als ich über die steinerne Brücke in Zürich ging. Die Dämmerung webte ihren Schleier dicht und dichter über Thal und Hügel: die Firnen der Alpen erglüheten noch in dunklem Roth. Unzählige Schifflein mit buntem Farbenspiele lehrten hafenwärts: Dampfer lagen in der Bucht. Am Ufer war ein Drängen und Hasten, wie ich es dort noch nie gesehen. Neugierde, Unruhe, Angst besüßelten meine Schritte; beim ersten Zusammenlaufe blieb ich stehen — ein Reisender erzählte:

„Als der letzte Dampfer gegen Zürich fuhr, kam bereits in der Nähe der Lände von Wollishofen herüber ein Schifflein, das sich auf den Bogen schaukeln sollte; aber statt dieselben zu schneiden, ward es von ihnen seitwärts gefaßt und rasch wie der Blyz umgeschlagen. Die Anstrengungen zur Hilfe waren fruchtlos: Niemand wurde gerettet. Es waren fünf junge Männer — dem Anscheine nach sind es Flüchtlinge gewesen.“

Wie flimmerte es vor den Augen und die Brust wollte mir zerpringen — so stürzten die Gefühle, jagten die Gedanken durch meine Seele. Die Menge verlief sich: ich starrte lautlos hinaus in die mondeshelle, schweigende Nacht — aber kein Schifflein war zu sehen, kein Ruderschlag war zu hören, keine Menschenstimme ertönte. Ich schaute unverwandt, schaute gar lange — der Rachen kam nicht, die Freunde lehrten nicht wieder. —

See von Zürich! blaue heilige Flut! Deine stolzen Dampfer ziehn und rauschen — die Wellen schlagen ans Ufer — sie grüßen ein freies und glückliches Volk. Dein Grund aber ist tief und kühle und manches arme Flüchtlingsherz hat Ruhe dort gefunden.

zwischen den beiden feindlich gesinnten Parteien zu treten. Ja, man rechnet sogar darauf, daß die Anwesenheit Sherman's in Mexiko einen Einfluß ausüben wird, wodurch die Absendung von Bundesstruppen über den Rio Grande unnöthig und die Herstellung der rechtmäßigen Gewalt von den Mexikanern in ihrem eigenen Lande ohne fremde Beihilfe möglich gemacht werden kann. Wenn Amerika eine militärische Hilfe sendet, so geschieht es nur, um Suarez gegen seine Mitbewerber zu schützen, denn die Europäer werden denselben nicht mehr belästigen.

Zur Jesuitenfrage.

II.

Marburg, 22. November.

Alle, die noch im Wahne befangen sind, wir hätten bei allgemeiner Freiheit und Bildung die Jesuiten nicht zu fürchten, ja! wir dürften die Jesuiten von der allgemeinen Freiheit nicht einmal ausschließen — diese Wahnbethörten verweisen auf Nordamerika, wo die Jesuiten und ihr Orden die nämlichen Rechte genießen, wie jeder andere Bürger, wie jede andere Gesellschaft.

Allerdings ist die Presse in den vereinigten Staaten frei von jeder Fessel in geschlicher und wirtschaftlichen Beziehung — allerdings ist die Freiheit des Glaubens und Bewußtseins, die Freiheit der Vereinigung durch die Verfassung gewährleistet und kann durch kein Gesetz geschmälert werden — allerdings ist die Schule von der Kirche getrennt und ein ziemlich hoher Grad von Bildung bis in die untersten Schichten der Bevölkerung verbreitet — sind Religion und Kirche nur Sache des Einzelnen und der Vereine und kümmert sich der Staat weniger darum, als hier zu Lande um Schauspieler und Schauspielhäuser — und sind aus diesen Gründen die frommen Väter der Gesellschaft Jesu nicht gefährlich — wenigstens zur Stunde noch nicht.

Wäre aber Nordamerika rings von größeren, jesuitenfreundlichen, jesuitischregierten Monarchien umgeben, die auf das Verderben der Republik sinnen und würden sich die Regierungen dieser Monarchien mit den Jesuiten im eigenen Staate und jenen in der Republik zum Sturze derselben verbünden — würde Nordamerika die Jesuiten nicht augenblicklich und auf ewig verbannen?

Noch schwebt Amerika wegen der Jesuiten in keiner nahen Gefahr. Aber indem wir dieses schreiben, ist uns, als hätten wir die Gabe der Seher empfangen und könnten in die Zukunft schauen — klar und scharf. Unter all' den hundert christlichen Kirchengemeinschaften in Nordamerika macht keine so bedeutende Fortschritte, als die katholische: die strenge Gliederung derselben und die Opferwilligkeit der Bekenner schafft die nöthigen Mittel für ihre Zwecke.

Die Jesuiten in Amerika sind jetzt freilich nur Feldherren ohne Heer — aber sie planen den Sieg und die Sammlung der Truppen um so gewisser, als sie nie rasten, nicht rasten dürfen in der Verfolgung ihrer Ziele. Laßt nur noch einige Millionen armer, bigotter, ihren geistlichen Führern unbedingt gehorsamer Irländer nach Amerika wandern — laßt die Jesuiten mit Hilfe derselben nur versuchen, die Wahlen zu beeinflussen oder gar zu beherrschen — laßt die Jesuiten ihre Fahnen aufhängen und dem Volke sichtbar einen Kampf wider Volkrecht und Staatsfreiheit beginnen, wie er das alternde Europa zu Grunde gerichtet, wie er aus dem schönen Oesterreich ein Land des Erbarmens gemacht — laßt Nordamerika diese Gefahr erkennen, und es wird nicht einen Augenblick säumen, zu thun, was es nicht lassen kann, nicht lassen darf — will es nicht unser Schicksal erleben. Amerika wird erklären: der Bestand des Jesuitenordens, der Aufenthalt seiner Mitglieder ist mit der Wohlfahrt des Staates nicht verträglich — und rasch, unbeugsam wie Amerika seinen Willen zur Geltung bringt, wird es auch diesen Beschluß vollziehen.

Die Rundgebung der Partei Kaiserfeld

wird von allen Blättern, welche für die verfassungsmäßige Entwicklung unserer Zustände ihre Stimme erheben, mit Freuden begrüßt. Dem „Bänderer“ ist das Programm dieser Partei ein wahrer Sonnenblick inmitten der trostlosen Verfahrtheit des Parteilebens in Oesterreich; es ist staatsmännisch, ist deutsch und ist österreichisch. Vom staatsmännischen Standpunkte gibt es heut zu Tage keine andere Existenzberechtigung für Oesterreich, als jene, welche auf dem Wunsche und Bedürfnisse der Zusammenghörigkeit seiner Völker beruht. Der Bestand von Staaten richtet sich heute nicht mehr nach Familieninteressen; es gibt heute keine Türkeninvasion zu bekämpfen; die katholische Mission der deutschen Kaiser ist vollbracht, oder auch nicht vollbracht; vorüber ist es damit jedenfalls, und die Römerzüge sind eine Mythe geworden und werden es für alle Zeit bleiben. Der Ausspruch, welchen man dem seligen Palmerston in den Mund legt: „Wenn Oesterreich nicht vorhanden wäre, müßte es geschaffen werden“, mag vielleicht irgend einmal ernst gemeint gewesen sein; heute möchten wir es nicht darauf ankommen lassen, möchten keine Bürgschaft dafür übernehmen, daß die Länder und Völker, aus denen der Kaiserstaat besteht, sich jetzt noch vereinigen würden, wenn sie nicht schon vereinigt wären. Sie sind es aber und werden es auch bleiben, so lange das historisch gewordene ihren eigenen Wünschen und Bedürfnissen entspricht. Und was diese Völker wünschen, was sie um zu prosperiren, unumgänglich notwendig brauchen, das ist die Freiheit, persönliche, bürgerliche und politische Freiheit. Ein Oesterreich, welches ihnen diese dreifache Freiheit bietet, werden sie mit all' ihrer moralischen und materiellen Kraft unterstützen, und ein von solcher Unterstützung getragenes Oesterreich wird Bestand haben, wie sich auch die Dinge ringsum gestalten mögen. Mit richtigem, staatsmännischen Takte haben es die Autonomisten erkannt, daß die Existenzberechtigung Oesterreichs, deren bisherige Grundlagen theils vernichtet, theils bedeutend schadhast geworden sind, in der Freiheit eine neue Basis erhalten müsse, und von einem Ende der Monarchie bis zum andern wird ihnen jeder denkende

Kopf zustimmen, wenn sie diesen Satz an die Spitze ihres Programms stellen.

Die Freiheit ist aber nicht bloß die positive Grundlage für den ferneren Bestand Oesterreichs, sie ist auch das einzige Mittel, um jene in den gegebenen Verhältnissen liegenden Gefahren zu beseitigen, welche den Bestand der Monarchie zu bedrohen scheinen. Die nationalen Verschiedenheiten lassen sich weder ignoriren noch wegdekretiren; es liegt im Geiste unserer Zeit, daß jede lebensfähige Nationalität nach immer höherer Entwicklung trachtet, und schließlich sprengt jede die Fesseln, die man ihr anlegen will, die Stücke Demjenigen ins Gesicht schleudernd, der jene Entwicklung zu hindern versucht. Die Freiheit allein vermag es zu bewirken, daß die Ströme dieser verschiedenen Entwicklungen friedlich nebeneinander herlaufen; sie allein vermag zur Wahrheit zu gestalten, was in der Bach'schen Periode und auch noch danach nur Maske für die gemeinsame Bedrückung war; die Freiheit allein ermöglicht die wahre Gleichberechtigung der Nationalitäten. Daß die autonome Partei als eine deutsche für ihre eigene Nationalität jene hervorragende Stelle beansprucht, zu welcher sie durch den hohen Grad ihrer Kultur, durch ihr geistiges Uebergewicht in Mitteleuropa berechtigt wird, das ist der Ausfluß eines Selbstbewußtseins, welchem jeder unbefangene Beurtheiler volle Anerkennung zollen muß; in diesem Punkte wäre Selbstverleugnung und Selbstmord vollkommen identisch.

Was das Programm der Autonomisten über die künftige Lösung der staatsrechtlichen Fragen sagt, wird ohne Zweifel mehrfache Anfechtung finden. Auf föderalistischer Seite wird man sich mit dem Gedanken einer gemeinsamen Vertretung der Länder dieses Reichs der Leitha schwerlich befreunden können, und wenn die „gemeinsame parlamentarische Behandlung“ der gemeinsamen Angelegenheiten gleichbedeutend sein soll mit der Behandlung derselben durch ein gemeinsames Parlament, so steht diese Forderung mit den Anschauungen der überwiegenden Majorität in Ungarn in offenem Widerspruche. Allein das vermag uns nicht zu entmuthigen. Der Ideengang im Programme der Autonomisten ist aus der Reihenfolge der einzelnen Sätze genau zu erkennen. Obenan steht wie gesagt, das Postulat der Freiheit; diese zu erringen ist das nächste und dringendste Bedürfnis. In diesem Gedanken sind die Liberalen dies- und jenseits der Leitha vollkommen einig, und diese Einigkeit wird nicht dadurch gestört werden, wenn es zwei getrennte Kampfplätze sind, auf denen um diesen Erfolg gerungen wird. Auch in Ungarn stimmen die beiden großen Fraktionen der liberalen Partei darin überein, — das Majoritäts- wie das Minoritätsvotum sind in dieser Beziehung wörtlich gleichlautend, — daß ihre Vorschläge bezüglich der gemeinsamen Angelegenheiten in keinem Falle eher in Wirksamkeit treten könnten, als bis sich beide Theile des Reichs nicht nur „im Prinzip“, sondern auch thatsächlich echt verfassungsmäßiger Freiheit, eines wahren konstitutionellen Lebens erfreuen. Ist dies einmal geschehen, dann beginnt auch für die staatsrechtliche Frage ein völlig neues Stadium, welches die Lösung nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich, ja man könnte beinahe sagen gewiß macht.

Zwei Umstände waren es bisher, aus denen alle Schwierigkeiten in dieser Beziehung flossen. Zunächst waren es immer einige wenige offizielle Persönlichkeiten, welche ihren eigenen Anschauungen um jeden Preis Geltung zu verschaffen suchten und dies um so eher konnten, als ja von einem Scheitern solcher Versuche ihr eigenes Interesse in der Regel nicht unmittelbar berührt wurde. Die zweite Schwierigkeit, zum Theile eine Folge der ersten, lag in dem Mangel an Vertrauen, während die Lösung der staatsrechtlichen Frage doch immer mehr oder weniger eine Vertrauenssache bleibt und kein, wenn auch noch so sorgfältig redigirter Pakt denkbar ist, welcher, wo einmal Mißtrauen vorherrscht, jedes Bedenken vollständig zu beseitigen im Stande wäre. Haben aber einmal die Völker unter einander diese verwickelte Frage zu lösen, ist jeder der unterhandelnden Theile von dem Bewußtsein durchdrungen, daß der andere den Ausgange eben so notwendig brauche wie er selber, und daher in seinen Zugeständnisse sicherlich so weit als nur irgend möglich gehen werde, weiß man hüben und drüben, daß jeder Theil sich selber ins Fleisch schneidet, wenn er die Verständigung vereitelt und hastet da wie dort eine wahrhaft konstitutionelle Regierung dafür, daß irgend ein Zugeständnis, welches die Völker sich im Interesse ihrer beiderseitigen Freiheit und Wohlfahrt gemacht haben, nicht etwa zu ihrem Nachtheile mißbraucht werden wird; dann sind die wesentlichsten Schwierigkeiten der Lösung beseitigt; dann wird sie zu Stande kommen, in einer Form, die heute vielleicht noch niemand vorherzubestimmen vermag, aber zu Stande kommen wird sie, und das ist die Hauptsache für die Völker, bei denen die Saat, Recht zu behalten und die eigene Weisheit brilliren zu lassen, vor der Erkenntnis der eigenen Interessen stets in den Hintergrund tritt.

Das Programm der Autonomisten stellt voran, was zu allernächst erstrebt werden muß und wovon auch nicht ein Jota nachgelassen werden kann, und schließt damit, was einer späteren Zeit vorbehalten bleibt und allenfalls auch den Gegenstand eines Kompromisses bilden kann. Es wird in Millionen Geistern freudigen Widerhall finden und hoffentlich das Banner bilden, unter welchem die liberalen Deutsch-Oesterreicher fortan kämpfen; in diesem Zeichen werden sie siegen!

Marburger Berichte.

(Schaubühne.) Das Lustspiel: „Im Wartsaal erster Klasse“, das wir vom letzten Winter her noch in dankbarer Erinnerung haben, erzielte am 20. d. M. durch die gelungene Darstellung: Herr Jantsch (Ernst von Wallbach) und Fräulein Hohl (Elise) einen guten Erfolg. Nicht minder war das Publikum mit der Operette von J. Offenbach: „Der Chemann vor der Thüre“ zufrieden und lobte die Träger der Hauptrollen: Fräulein Klobuschky (Zufanne), Fräulein Pöchner (Rosita) und Herrn Stampfl (Verhenszahn) mit reichlichem Beifall. Die Gesamtdarstellung war gerundet.

